

Robert Prosser

Fremde

Das Schreiben, drei Orte

Anfang April halte ich mich im westukrainischen Lwiw auf. Es ist kalt, windig, in den Nächten schneit es, eine dünne Eisschicht liegt auf Dächern und Parkwiesen. Manchmal ist der Krieg sehr weit weg. Dann aber tritt man um ein Eck und gerät in einen Trauermarsch, ein Soldat wird bestattet, oder man kommt mit jenen ins Gespräch, die aus dem Süden und Osten des Landes geflohen sind, aus Kharkiw oder Mariupol. Am Marktplatz wurde in einem Bierlokal das Media Center eingerichtet, Treffpunkt für Journalisten auf der Suche nach einem Fixer und für Mitarbeiter verschiedenster NGOs. Lwiw dient als Umschlagplatz für Informationen und Hilfsgüter, von hier aus wird die Front versorgt, und im Media Center laufen etliche dieser Ströme zusammen. Ringsum beginnen die Smartphones gleichzeitig zu surren; die Warn-App ist erstaunlich akkurat, der Sirenton, den die Handys von sich geben, kommt Sekunden später lauter und penetranter von den Dächern: Eine russische Rakete oder ein Kampffjet saust durch den Himmel und hier in der Stadt werden die Cafés geschlossen, manche suchen in Kellern Schutz, andere scheren sich demonstrativ nicht um den Alarm. Ich wollte in Przemyśl, der polnischen, rund 80 Kilometer von Lwiw entfernten Grenzstadt recherchieren – die Situation der Flüchtlinge, das Netzwerk, das abseits staatlicher Unterstützung von Hilfsorganisationen, Freiwilligen und Idealisten errichtet worden ist – mithilfe eines befreundeten Journalisten, der aus dem Grenzgebiet berichtet. Kurzfristig ergab es sich, dass drei von schwedischen Krankenhäusern gespendete Ambulanzwägen nach Lwiw gebracht werden sollten; dieser Überstellung konnte ich mich anschließen. Wochen zuvor, bei Kriegsausbruch, wurde unter Autoren und Autorinnen diskutiert, wie man als westeuropäische Kulturschaffende Position beziehen könne. Benefizlesungen wurden veranstaltet, in sozialen Medien Unterstützungsbekundungen gepostet, Aktionen, die bemüht wirkten, ja, aber auch: hilflos. Ich

sagte mir, dass man darauf vertrauen konnte, dass Literatur immer erst im Nachhinein wirkt. Das Schreiben pflegt einen sehr eigenwilligen Umgang mit der Zeit an sich: Es braucht Zeit, bis ein Text lesbar wird, Literatur handelt durch den Fokus auf Vergangenes, als Reaktion auf einen Moment, in dem es vielleicht keine Möglichkeit zum Innehalten gab; sie ist eine Art Erinnerungsspeicher. Das, dachte ich, kann auch im Hinblick auf den Krieg in der Ukraine ihre Aufgabe sein: In einer hoffentlich nicht allzu fernen Zukunft das Gespräch zu suchen, mit den Vertriebenen und Überlebenden, den Opfern und Tätern, und die Geschichten aufzuzeichnen, all die kleineren Stimmen, die Vielschichtigeres zu sagen haben als die Unterdrücker und Sieger und Mächtigen, aber zu leise wären, gäbe es nicht Mittel wie die Literatur, um sie hörbar zu machen. Doch vielleicht, dachte ich dann, richte ich mich bloß gemächlich ein in diesem Glauben an die Kunst. Das Angebot meines Bekannten, nach Przemyśl zu kommen, zwang mich gewissermaßen zu mehr Aktivität. Ich war froh um diese Chance, zumindest könnte ich mit eigenen Augen sehen, was sich im Grenzgebiet abspielt, es wäre ein Sprung über den Abgrund, den die geografische Entfernung und die stereotypischen Bilder schaffen, mit deren Hilfe wir Fremde zu bannen versuchen.

Aufgewachsen in Alpbach im Tiroler Unterland, einem Dorf, das wie viele andere hier vom Tourismus geprägt ist, stammt das Misstrauen den Klischees gegenüber und die gleichzeitige Anziehungskraft, die das Andere ausübt, möglicherweise daher: Die Fremden waren von Kindheit an Teil meines Alltags; um zusätzlichen Verdienst zu garantieren fungiert das Elternhaus als Frühstückspension. Geburtstag, Weihnachten und Silvester, all die Ereignisse eines Jahreskalenders, teilte ich mit Urlaubern. Sie waren mir dadurch sehr nah und zugleich – nicht ganz in Worte zu fassen, doch aus dem Verhalten der Erwachsenen zu erraten – spürte ich, dass die eigene Familie als Dienstleister auftrat. Die Fremden bezahlten und erwarteten sich dafür eine gute Zeit, sprich eine Erfüllung der Tirol-Versprechen. Pistenzauber, unberührte Natur, Heimeligkeit, Après-Ski, scheinbar unvereinbare Gegensätze, die mich, je älter ich wurde, umso stärker anwiderten. Es wuchs sich zur Notwendigkeit aus, rauszukommen. Eine klassisch biografische Flucht, bloß weg aus der alpinen Enge, Kilometer machen, nein, Kilometer fressen. Nach Asien und in den Kaukasus beispielsweise, was

auch immer sich als studentischer Backpacker mit dem durch Nebenjobs ersparten Lohn bewerkstelligen ließ.

Katapultiert man sich in die Welt, glaube ich, landet man in Geschichten. Die prägendste Landung, oder besser: den härtesten Aufprall stellt dabei für mich Bosnien dar. 2013 war ich erstmals in Sarajevo, im Juli, zufällig zum Gedenktag an den Genozid von Srebrenica achtzehn Jahre zuvor. Die Stimmung in der Stadt, die Gespräche mit Menschen, die zum Gedenktag zurückgekehrt waren, machten mir deutlich, wie wenig ich von Ex-Jugoslawien wusste. Die Kriege in den Neunzigern, die jüngere Geschichte dieser Gegend und auch ihre Gegenwart, das alles war für mich ein Sammelsurium von oberflächlichem Halbwissen. Nach der Rückkehr begann ich, Interviews mit der ex-jugoslawischen Diaspora zu führen und erhielt Kontakte nach Serbien und Bosnien, was weitere Aufenthalte dort ermöglichte. Ich wurde von einer Geschichte zur nächsten weitergereicht und oft machte ich die Erfahrung, von diesen geteilten Erinnerungen in einer bis dahin unbekanntem Weise regelrecht verschluckt zu werden. Jemand begann zu sprechen und riss mich mit in sein nacherzähltes Leben. Was für eine Macht und welchen Sog Geschichten erschaffen können, das wurde mir erstmals während dieser Recherchen bewusst, die im Roman *Phantome* münden sollten. 2015, zum 20. Gedenken, fuhr ich erneut nach Srebrenica. In diesem Talkessel im Osten Bosniens traf ich auf Frauen, die hier ihre Söhne, Brüder, Väter und Ehemänner verloren hatten. Die Flucht hatte sie bis nach Kanada oder Finnland verschlagen, zur Gedenkfeier kehrten sie zurück. Und egal, wo – zwischen den geparkten Bussen vor der Fabrik, am Zaun zur Gedenkstätte, auf der Restaurantterrasse im Zentrum Srebrenicas – wo ich nachfragte, erhielt ich Antwort. Vielleicht lag es am Ort, wo sonst musste man vom eigenen Schicksal erzählen, wenn nicht hier. Vielleicht daran, dass es sich um den Jahrestag handelte, der Juli 1995 ein bisschen tiefer in der Vergangenheit verschwand. Ich hörte von traumatischen Ereignissen, von Gewalt, Vertreibung und Tod, es gab nur noch ein Gegenüber, das von Leid und Überleben berichtete. Als ich später gewissermassen wieder zu mir kam – als ich für den Roman die Notizen durchlas, die Audioaufnahmen anhörte, die Fotos betrachtete, das Erfahrene dadurch in meiner Realität verankern konnte –, hatte ich den Eindruck, dass sich aus dieser Vielfalt an Stimmen ein Verständnis für die

Komplexität unserer Gegenwart formen lässt. Dieses Zuhören, das Verlorengehen im Zuhören, machte mir auch bewusst, wie elementar die Erfahrung des Erzählens ist, wie notwendig, um unserer Wahrnehmung der Welt mehr Tiefe zu geben, mehr Facetten, und dass ein Buch einer losen Grenzziehung entspricht, einem Skizzieren des weiten, offenen Raums, den eine geteilte Geschichte erschafft.